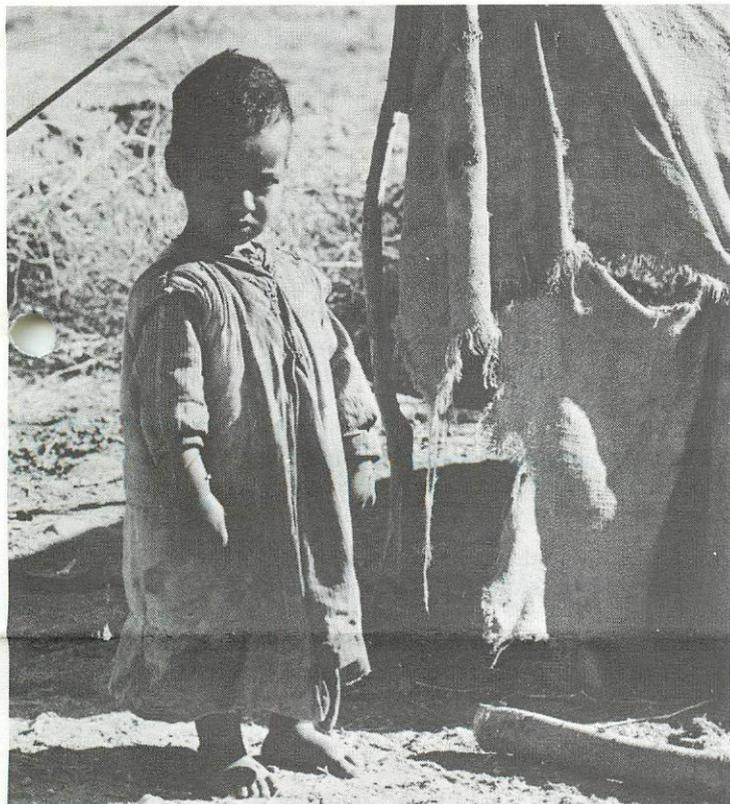


NR. 2
FEBRUAR 1984
36. JAHRGANG

Information



Erleben wir heute eine neue Zeit der Völkerwanderungen – oder hat sie gar nie aufgehört? Was die Flüchtlingsströme betrifft, seien sie aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen entstanden, kann man heute vier akute Krisengebiete nennen: Zentralamerika und die Karibik, Ost- und Zentralafrika sowie den südlichen Teil des Kontinents, den südostasiatischen Raum und schliesslich die Indusebene zwischen dem Himalayagebirge und den Khyberpass. Zur Integration der Flüchtlinge in Europa heute hat ein Seminar des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge aufgezeigt, dass es um diese Integration alles andere als gut bestellt ist.

Die Fremdarbeiter – einst umworben, jetzt wohl oder übel unter uns geduldet – hat die Suche nach dem täglichen Brot oder das Streben nach *mehr Wohlstand auf die Wanderschaft* getrieben. Wenn von der Arbeitslosigkeit die Rede ist, denkt man allzusehr an die Zahl der Wanderarbeitnehmer und meint, mit einer Rückverschiebung in ihre Heimatländer sei die Sache erledigt.

Schliesslich gibt es auch Freiwillige, die ohne äusseren Zwang ihren Weg in die Fremde wählen: Forscher, technische Spezialisten, Handelsbeauftragte oder Menschen, die einer inneren Berufung folgen.

Freiwillige, Fremdarbeiter, Flüchtlinge: Ohne hier Statistiken anzuführen, weiss heute jeder, dass vor allem bei den zwei letzteren Gruppen dringende Probleme anstehen.

Leben im fremden Land...



Unser erstes Titelbild zeigt ein Flüchtlingskind im Mittleren Osten, dessen Beduinenfamilie ihre traditionellen Weidegebiete verloren hat. Im zweiten Bild ein Brasilianer, der in der Hoffnung auf ein besseres Leben aus den armen Gegenden des Amazonas in die Grossstadt Rio de Janeiro zieht.

Die Interessen des Sesshaften und des Zugezogenen prallen überall in der Welt aufeinander. Diese Spannung wirft ein Licht auf die offensichtlichen und die verdeckten Motive des Sesshaften wie des Zugezogenen. Aus der Notlage dieser «Völkerwanderung» kann, durch ein aufrichtiges Eingestehen dieser Motive, eine segensreiche Klärung und ein fruchtbarer Wachstumsprozess einsetzen. Die nächsten Seiten bringen verschiedene Beiträge in dieser Richtung.

Zu Beginn einige Ausschnitte aus der Ansprache von Rajmohan Gandhi, die er zur Eröffnung der Konferenz «Dialog über Entwicklung» in Panchgani, Indien, am 15. Januar dieses Jahres hielt.



Rajmohan Gandhi:

Beim Eintreffen wichtiger Persönlichkeiten in einem Flughafen gibt es öfters ein Durcheinander. Trotz sorgfältiger Vorbereitung wickelt sich der Empfang nicht immer ganz programmgemäss ab. Dies geschah im Genfer Flughafen, als ein englischer Passant unvermittelt neben den eben angereisten Würdenträger aus Tibet, den Dalai Lama, zu sitzen kam. Der Engländer war schüchtern und verlegen und konnte schliesslich nur hervorstossen: «Ich weiss nicht, was ich sagen soll.» Der Dalai Lama lachte, wandte sich ihm zu und meinte: «Ganz egal, sagen Sie irgend etwas!» So schenkte er seine ganze Aufmerksamkeit einem ihm unbekanntem Menschen und machte ihm Mut. Anstatt jedermann zuzurufen: «Vergessen Sie uns nicht! Denken Sie an Tibet!» oder mit Gewalttaten und mittels der Medien die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sagte er einfach: «Die Begegnung mit Ihnen werde ich nicht vergessen.» Die Folge davon ist, dass auch wir Tibet nicht vergessen. Die Wahrheit «Wer gibt, dem wird gegeben» trifft bei der Identitätsfrage genau zu.

Ähnliches empfinde ich im Gedanken an den Papst und Polen. In seinen Äusserungen und in seiner Herausforderung an das polnische Volk über dessen Beziehung zur Sowjetunion ist keine Spur von Hass zu finden. In der Tat hat er eine grosse Vision für die Sowjetunion.

Es war ein Engländer, Attenborough, der den Film «Gandhi» drehte. Ein Brite hat die indische Freiheitsbewegung der ganzen Welt nahegebracht. Und Inder, die auf einem anderen Kontinent wohnen, erleben plötzlich, wie ihnen ihre Nachbarn ein viel grösseres Interesse entgegenbringen, weil sie diesen Film gesehen haben...

Hier noch ein persönliches Erlebnis: Im Jahre 1951 war ich als sechzehnjähriger Schüler in Neu-Delhi. Mein Vater war Redaktor der Tageszeitung «Hindustan Times». Wir lebten in einer Dienstwohnung im selben Gebäude, in dem sich Redaktion, Verlag und Druckerei befanden.

Eines Tages kam ein Mitarbeiter aus der Redaktion zur Wohnung gerannt mit einem Zettel in der Hand, um meinem Vater eine Nachricht zu überbringen. Ich öffnete ihm die Tür und nahm ihm den Zettel ab. Es war die Nachricht von einem Attentat auf den pakistanischen Ministerpräsidenten Liyakat Ali Khan. Ich bin jetzt noch beschämt, wie ich damals reagierte: «Hoffentlich stirbt er!» rief ich aus. Mein indisches Identitätsgefühl war vermischt mit Abscheu und Hass gegenüber einem Land, welches unser Nachbar ist. Ich wünschte jemandem den Tod, den ich nicht kannte und über den ich sehr wenig wusste, ausser dass er Ministerpräsident war. Wenn sich unser Identitätsgefühl so vermischt, hört für uns die Person in der andern Gruppe auf, überhaupt Mensch zu sein. Es ist einfach, mit dem Verstand einzusehen, dass alle Menschen überall auf dieselbe Weise zur Welt kommen und sterben, Hunger haben und ähnliche Sorgen und Hoffnungen hegen. Es ist ein Vorrecht, wenn dieses Begreifen mit dem Verstand zum Begreifen mit dem Herzen wird. Lasst uns für dieses Wunder offen sein.

Wir zitieren...

Wer über See geht, wechselt den Himmel, nicht den Charakter. Horaz

Spaltung ist das Kennzeichen unseres Zeitalters. Spaltung im Herzen. Spaltung in der Familie. Spaltung im Wirtschaftsleben. Spaltung im Volk. Spaltung zwischen den Völkern.

Spaltung ist das Resultat von Stolz, Hass, Begierde, Angst und Habgier der Menschen. Spaltung ist das Merkmal des Materialismus.

Einigkeit ist die Frucht der Wiedergeburt. Wir haben die Kunst der Einigung verlernt, weil wir das Geheimnis der Änderung und der Wiedergeburt vergessen haben. Frank Buchman

Leben im fremden Land...

Ausländische Studenten

Vor kurzem trafen wir uns bei einer Tasse Kaffee; wir, eine sehr gemischte Gruppe von Studenten, und diskutierten, wie wir das so gerne tun. Es waren die verschiedensten Nationalitäten vertreten, und so kamen wir auf die Lage der ausländischen Studenten in der Schweiz zu sprechen.

Samir, ein junger Syrer, der gerade sein Studium beendet hat, meinte: «Viele meiner Kameraden kommen aus Drittweltländern, meistens aus Afrika. Die Geschichte spielt sich im allgemeinen ungefähr so ab für sie: Bei ihrer Ankunft sind sie enthusiastisch und voller Erwartungen, denn in jenen Ländern hält sich die Sage, die Schweiz sei ein reines Paradies, hartnäckig aufrecht. Ihre Freunde daheim beneiden sie, dass sie dahin fahren dürfen. Sie sind dankbar für die Annehmlichkeiten und Sicherheiten, die ihnen die Schweiz bietet, aber bald einmal bemerken sie auch negative Aspekte dieses Landes. Der Anfang ist dann nämlich doch recht schwierig. Zuerst muss das Wohnungsproblem gelöst werden, und auch der Verkehr mit den Ämtern ist kompliziert. Der Arbeits- und Lebensrhythmus, das Klima, alles ist so anders als zu Hause.

Am Ende des Studiums kehren die meisten mit einer Erfahrung in ihre Heimat zurück, die für sie bestimmt vorteilhaft ist. Für jene, die aus politischen oder Sicherheitsgründen nicht in ihr Land zurückgehen können – ich gehöre zu diesen –, ist es natürlich nicht leicht, hier Arbeit zu finden. Augenblicklich arbeite ich neben dem Studium als Assistent. Später würde ich gerne als Volontär bei den Vereinten Nationen eintreten, denn ich möchte irgend etwas tun, wofür es sich lohnt, mich einzusetzen.»

Viele Kommentare waren höchst positiv über Aufnahme, Organisation und Betreuung in unserem Land. Einige Bemerkungen kamen aber auch ganz spontan: «Oh, wenn doch die Schweizer offener und herzlicher wären!» und «Wenn doch die Jungen und die Alten mehr miteinander reden würden!»

T.J.

Indischer Besuch

Amid ist der fünfjährige Sohn indischer Eltern, die schon seit einigen Jahren in der Schweiz wohnen. Er geht in den Kindergarten und spricht schon recht gut schweizerdeutsch.

Die Familie steht mir nahe; so habe ich sie für den Weihnachtstag eingeladen. Amid ist überglücklich. Im Kindergarten war ja alles auf das Weihnachtsfest ausgerichtet, Verse wurden gelernt und Lieder eingeübt. Seine kleinen Kameraden sprachen tagelang vom Christkind und von allerhand geheimnisvollen Überraschungen. Obwohl seine Eltern einer christlichen Kirche angehören, liegt ihnen dies alles ziemlich fern, ganz besonders dieses Jahr, weil die Zukunft unklar vor ihnen steht. So hat Amid zu Hause nicht viel von der Vorfreude und den Vorbereitungen gespürt und nicht viel erzählen können.

Endlich kann er uns nun seine Weihnachtsverse aufsagen. Er tut es mit Inbrunst und geniesst es, ein Publikum um sich zu haben. Gemeinsam singen wir seine einfachen Lieder, und auch die Eltern sind freudig dabei.

An diesem Abend spannt sich eine feine Brücke über den für ihn gewiss schmerzlichen Graben zwischen seinem indischen Zuhause und seiner Schweizer Umgebung.

H.H.

Nach der Flucht aus Tibet

Gespräch mit Tsering Dorjee

Warum leben Sie im Ausland?

1959 kamen etwa 80000 Tibeter nach Indien, Nepal und Bhutan. Der Flüchtlingsstrom dauerte bis in die sechziger Jahre an, weil die Lage in Tibet untragbar war. Ausserhalb Asiens hat die Schweiz die grösste Anzahl, etwas über 1400 Tibeter aufgenommen. Ich wurde in Tibet geboren und floh 1959 als Achtjähriger mit meinen Eltern. Wir flohen nach Nagaland (ein Teilstaat Indiens, Anm. der Red.). Das war die schwierigste Route; sie führte mitten durch gefährlichen Urwald. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir vier oder fünf Monate zu Fuss unterwegs bis zur indischen Grenze.



Sangling im Südosten Tibets, die Heimatstadt Tsering Dorjees. Im Hintergrund sein Elternhaus.

In Indien besuchte ich dann die erste tibetische Schule und konnte dank eines staatlichen Stipendiums studieren. Ich wurde dann zur Arbeit ins Tibetische Büro nach Nepal gesandt und zwei Jahre später in die Schweiz.

In welchem Klima wurden Sie hier aufgenommen?

Persönlich hatte ich wenig Schwierigkeiten, denn mein Auftrag war die Arbeit im Tibetischen Büro. Natürlich war der Anfang schwierig, denn es war mein erster Aufenthalt ausserhalb Asiens und meine erste Berührung mit der westlichen Kultur, Tradition und Regierungsform – überhaupt, die ganze Umgebung forderte eine grosse Umstellung.

Wie haben Sie diesen Kulturschock verarbeitet?

Wir hatten unsere Erlebnisse in Tibet, und danach kam das Dasein als Flüchtlinge. Auf diesem Hintergrund muss einer die harte Tatsache sehen, dass er in einer anderen Kultur ist, und muss sich damit abfinden. Die Tibeter sind aber im allgemeinen flexibel und können sich in eine gegebene Lage gut einfinden.

Möchten Sie zurückkehren?

Nach Tibet? Im Moment habe ich meine Vorbehalte, auch unter einer sogenannten Autonomie. Aber in ein freies Tibet, auf jeden Fall!

Konnten Sie Ihre eigenen Bräuche hier weiter pflegen?

Wir betrachten unsere Kultur als reiches Erbe. Jedoch müssen wir es einer veränderten Zeit und Umwelt neu gegenüberstellen. Demnach wollen wir sowohl etwas bewahren wie auch lebendig sein. Hier zu Hause zum Beispiel erwarte ich nicht von meinem Sohn, dass er sich

wie ein tibetischer Junge in der Heimat benimmt. Hier hat er andere Freunde. Er ist jetzt acht Jahre alt und besucht die erste Klasse in einer städtischen Schule in Winterthur. Aber in der Familie sprechen wir tibetisch.

Wir haben ein tibetisches Institut in Rikon und eines in Vevey. Nebst diesen Institutionen bestehen in der Schweiz dreizehn Tibetergruppen, wo ein- oder zweimal wöchentlich in informeller Art unterrichtet wird. In der Schweiz ist der Trend bisher so, dass sich die Jugendlichen bis zum Alter von 18 bis 20 Jahren etwas verloren vorkommen, und danach wenden sie sich wieder uns zu; auf neue Art entwickelt sich dann ein enger Kontakt.

Treffen Sie im Gastland Härte an?

In politischer Hinsicht wollen sich fast alle Regierungen von einer Hilfe für Tibeter fernhalten, weil sie es im Moment für opportun halten, mit der chinesischen Regierung freundlich zu sein. So etwas trifft natürlich die Gefühle der Tibeter. Die jüngeren Leute sind dann verunsichert und werden manchmal ungeduldig. Denn bis jetzt haben wir nicht die Unabhängigkeit gefordert.

Haben Sie Beschwerden gegenüber dem Gastland?

Ich habe keine Beschwerden. Natürlich hat ein Flüchtling viele Probleme, aber diese wurden nicht vom Gastland geschaffen.



Lhasa. Eine Aufnahme aus dem Jahr 1980.

Hegen Sie Wünsche?

Ja, dass hier mehr Tibeter zugelassen werden könnten. Denn es gibt immer noch Tibeter im nepalesischen Grenzgebiet, die ohne Niederlassung leben müssen.

Sehen Sie einen Sinn in Ihrer gegenwärtigen Lage?

Von den Schweizern, die unser Institut besuchen, weiss ich, dass sie von den Tibetern lernen, geduldig zu sein. Das kann sich auch schlecht auswirken, speziell in der Schweiz, wo man auf Pünktlichkeit achtet! Tatsächlich stellen meine Schweizer Freunde fest, dass man von den Tibetern Geduld, Nachsicht und innere Beweglichkeit lernen kann. Überdies sah ich einen Artikel in einer Veröffentlichung des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge, worin das tibetische Flüchtlingsprogramm in der Schweiz im Vergleich mit anderen Siedlungsprogrammen als positives Beispiel dargestellt wurde.

...aus türkischer Sicht

Dr. Muszaffer Andaç stammt aus der Osttürkei. Er ist Urangeologe und lebt seit 1970 mit seiner Familie in Berlin, wo er an der Volkshochschule Neukölln Vorlesungen über den Islam hält und Türkisch unterrichtet. Gleichzeitig gibt er Vorlesungen an der Technischen Universität Berlin, wo er auch Forschung betreibt. Dr. Andaç erhielt ein Stipendium der Evangelischen Kirche (Bischof Scharf) zur Anfertigung einer Studie über die Probleme der türkischen Gastarbeiter in Berlin.

Leben in der Fremde heisst, in einem Land zu leben, in dem Sprache und Sitte anders sind als die eigenen. So gesehen ist Deutschland für uns Türken ein fremdes Land.

Ganz allgemein war in der türkischen Bevölkerung immer eine bestimmte Liebe für die Deutschen vorhanden, und neben wirtschaftlichen Gründen war dies sicher ein Anlass dafür, dass Türken besonders gern nach Deutschland kamen.



Das Ehepaar Andaç

Solange Arbeitskräfte gesucht wurden, ging das ganz gut, und es hat auf diese Weise viele positive Begegnungen zwischen Türken und Deutschen gegeben. In letzter Zeit, bei zunehmender Arbeitslosigkeit, nehmen aber auch die Misstöne zu.

Ich selbst habe mein erstes Wissen an der Universität Istanbul bei deutschen Professoren erworben, die seit den vierziger Jahren als Emigranten auf Einladung der türkischen Regierung dort lehrten. Auch ich habe in Deutschland studiert und kann daher mit der deutschen Mentalität besser umgehen als meine Landsleute, die teilweise aus geschlossener dörflicher Umgebung in die Grossstadt Berlin umsiedelten. Sie leben in Wohngebieten, wo es Häuser mit schlechter Bausubstanz und preislich günstigen Mieten gibt. Da wir Türken Gefühlsmenschen sind und viel menschliche Wärme und Geborgen-

heit brauchen, rücken wir zusammen und haben viel Kontakt zueinander. Wir empfinden, dass die Deutschen anders sind als die Türken. Sie sind zurückhaltender – auch untereinander. Sie nehmen nur langsam Kontakt mit anderen Menschen auf. Wir dagegen sind spontaner und wärmer, wie alle Südeuropäer. Deshalb wird das kühlere Verhalten von vielen Türken falsch gedeutet. Sie halten das für Stolz und Arroganz. Als Gastarbeiter sind sie besonders empfindlich gegenüber vermeintlicher und wirklicher Zurückweisung. Wenn der Mensch ohne Liebe ist wie der Fisch ohne Wasser. Er geht bald zugrunde. So sind die Deutschen und Türken, die sich um ein gutes Verhältnis zueinander bemühen, verpflichtet, ihren Landsleuten zu erklären, warum sich die andern so verhalten, wie sie es tun.

So habe ich zum Beispiel für die deutsche Schulbehörde eine Umfrage unter meinen Landsleuten darüber gemacht, was sie von den Christen denken und was ihr eigenes Handeln bestimmt. Das Ergebnis ist sehr wichtig für die Behörden, die sich um Integration bemühen. Es zeigt eindeutig, dass die stark traditionell-islamischen Familien besonders diszipliniert, fleissig und zuverlässig sind. Sie finden es unmöglich, die Art des Umgangs zwischen Männern und Frauen hier, den Alkoholkonsum, das Schweinefleischessen und anderes zu akzeptieren. Um ihre Kinder zu schützen, sind sie daher hier strenger mit ihnen als in der Türkei, wo alle die gleichen Lebensregeln haben.

Anders ist es mit Familien, deren Väter nicht den Anforderungen des Islams nachgehen, sondern trinken und spielen, aber dennoch von ihren Kindern verlangen, dass sie sich ihrer Autorität beugen. Diese Kinder haben leider keine richtige Erziehung. Sie sind sehr aggressiv und stören ihre Klassenkameraden in der Schule. Oft versuchen sie, sich den Deutschen anzupassen, wobei sie sich nicht an guten Beispielen orientieren. So stellen sie bedauerlicherweise häufig ein kriminelles Potential.

Die intellektuellen Türken unterscheiden sich sehr von den zu beschriebenen Gastarbeitern. Sie haben schon daheim in Städten gewohnt und sind manchmal erst in Berlin mit den aus dem bäuerlichen Milieu stammenden Landsleuten zusammengetroffen. Obgleich die Hauptmotive der türkisch-islamischen Gebräuche auch bei ihnen erhalten bleiben, stehen sie doch in vielen Punkten den Europäern näher als ihren eigenen Landsleuten vom Dorf. Sie kommen häufig zu dem Schluss, dass Religion dem Fortschritt hinderlich ist, und haben Angst, als unmodern zu gelten. Alle diese Gesichtspunkte sind zu beachten, wenn Menschen in der Fremde integriert werden sollen. Integrieren kann nicht Gleichmachen bedeuten, sondern Kennenlernen sowie gegenseitige Duldung und Anerkennung.

Wir leben in einer Zeit des Übergangs. Die Werte ändern sich sehr schnell. Die ganze Gesellschaft ist materialistisch orientiert. Die Menschen leiden unter der Isolierung und Hektik, aber am meisten unter der Lieblosigkeit.

Das Wichtigste in unserer Zeit ist, den Menschen den Weg zu zeigen, wie man lieben kann. Auch in unserer Zeit und Gesellschaft leben Menschen, deren Liebe die Eisschicht der menschlichen Seele erwärmen und zum Schmelzen bringen kann, damit die erwärmte Seele Kraft hat, sich zu bewegen, um wiederum anderen Seelen Wärme und Liebe zu geben. Wenn man angefangen hat zu lieben, dann lösen sich die anderen menschlichen Probleme von selbst. Allah/Gott kann uns diese Liebe geben und uns zeigen, wie man mit Andersgläubigen friedlich nebeneinander und miteinander leben kann.

Muszaffer Andaç

leben in Berlin

...aus deutscher Sicht

Unweit vom Potsdamer Platz, nahe bei Nationalgalerie und Staatsbibliothek, hat die Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, Frau Barbara John, ihre Dienststelle. Wir betreten eine riesige Etage des Neubaus und erleben die Atmosphäre eines Grossraumbüros. Überall sitzen Mitarbeiter an Schreibtischen oder sind im Gespräch mit Ausländern. Alles vollzieht sich in grosser Ruhe, locker und zwanglos. An diesem Morgen hatte ein längerer Artikel über sie in der Zeitung gestanden, und um mehr darüber zu erfahren, führten wir folgendes Gespräch (vgl. dazu auch CI 8/83).

Sie haben ein Preisausschreiben veranstaltet, an dem sich 2400 Einsender beteiligt haben. Können Sie uns mehr darüber berichten?

In dem Preisausschreiben, das in 800000 Exemplaren als Zeitungsbeilage erschien, waren landeskundliche Artikel über die Türkei abgedruckt, die die Preisfrage enthielten. Fast alle Einsender fanden die richtige Lösung. Sie werden als Anerkennung eine bebilderte Broschüre erhalten «Türkei verstehen – Türken verstehen». Darin sind viele Informationen, die vielleicht diesen und jenen einmal zu einer Urlaubsreise in die Türkei veranlassen könnten. Der Hauptgewinner darf jetzt schon fahren, er gewann eine 15tägige Studienreise.

Einige Berliner Familien wollen Patenschaften mit türkischen Familien eingehen. Wie kam das zustande, und was soll dabei herauskommen?

Diese Patenschaften gehen auf eine Anregung der türkischen Gemeinde zurück. Türkische Familien werden ihre Paten zu sich nach Hause einladen, man wird miteinander reden, Sitten und Gebräuche kennenlernen. Am schönsten wäre es natürlich, wenn das wechselseitig geschähe – und das vermute ich auch.

Grosses Aufsehen hat Ihre Plakataktion in allen Stadtteilen hervorgerufen. Jetzt interessieren sich auch schon andere Städte dafür. Erzählen Sie uns mehr darüber!

Ja, wir sind das erste Bundesland, das eine derartige Öffentlichkeitskampagne gestartet hat. Unsere Absicht war, das Ja der Berliner Regierung zu den Minderheiten zum Ausdruck zu bringen. Ein verträgliches Zusammenleben kann letztlich nur durch ein Zusammenwachsen beider Bevölkerungsteile zustande kommen. Über die grundsätzlichen Ziele in der Ausländerpolitik gibt es ja immer wieder Missverständnisse: Rückkehr oder Integration? Mit dieser Aktion wollten wir ein eindeutiges Bekenntnis zur Integration ablegen. Wir haben eine ganze Weile gesucht, um die inhaltlich und optisch wirksamste Form für dieses Plakat zu finden. Es gab einige Entwürfe, die wesentlich aggressiver waren, das heisst, die Situation, wie sie gegenwärtig noch ist, realistisch, konfliktgeladen darstellten. Aber dann entschieden wir uns doch, beim Einstieg nicht gleich in Konfrontation zu gehen.

Wird diese Aktion fortgesetzt, und welches sind Ihre Vorstellungen davon?

Wir denken daran, diese Kampagne fortzusetzen, wobei wir dann den Informationsteil verstärken wollen. Diesmal haben wir ausschliesslich positive Beispiele unter dem Motto «Miteinander leben» veröffentlicht. Wir wissen natürlich von den Nachbarschaftskonflikten, den Vorurteilen, den Konkurrenzängsten um die Arbeitsplätze. Darauf werden wir das nächste Mal differenzierter eingehen und versuchen, Lösungswege aufzuzeigen.

Ein von Ihrer Dienststelle hergestellter Videofilm wurde bisher 1000mal ausgeliehen. Worum geht es darin, und wer fordert diesen Film an?

Videofilme sind bei den Türken sehr beliebt. Mehrmals in der Woche leihen sie sich Heimatfilme aus. Es gibt zwanzig türkische Videotheken hier. Dies haben wir uns zunutze gemacht und einen Film herstellen lassen, der in einer einfachen Handlung darstellt, welche Schritte zu tun sind, um eine Aufenthaltsberechtigung zu erlangen. Dieser Film vermittelt nicht nur Informationen, sondern trägt auch wesentlich zum Verständnis unseres Rechtsstaates bei.

Zusammen auf den Geschmack kommen



Miteinander leben in BERLIN

Die Ausländerbeauftragte des Senats · Potsdamer Str.65 · 1000 Berlin 30 · Telefon 26 04 23 51
beim Senator für Gesundheit, Soziales und Familie

Eines der ausgewählten Plakate für die Aktion «Miteinander leben in Berlin».

Zum Abschluss eine persönliche Frage: Die Stelle der Ausländerbeauftragten hat es vorher nicht gegeben. Sie haben also Pionierarbeit geleistet. Woher nehmen Sie die Anregungen, Ideen und vor allem die Kraft für diese schwierige Aufgabe?

Dieses Amt gibt es erst seit Dezember 1981. Ausser mir gibt es nur noch eine Bundesbeauftragte in Bonn.

Die Idee war, dass man die verschiedenen Aktivitäten der einzelnen Senatsdienststellen koordiniert, die ebenfalls mit der Ausländersituation befasst sind. Das wird hier bei mir erledigt. Im Sinne der traditionellen Verwaltung liege ich mit meiner Aufgabe ein bisschen quer – aber bisher hat alles gut funktioniert.

Und wo ich die Kraft hernehme? Erst einmal habe ich eine Bärengesundheit – das ist ein Geschenk Gottes –, und dann macht mir diese Arbeit auch riesigen Spass, weil ich sie als sehr sinnvoll erlebe.

Leben im fremden Land...

Wäscherei in den Pinienhügeln

Es war zu einer Zeit in meinem Leben, in der ich entmutigt und deprimiert war. Bis dahin hatte ich es verstanden, einen sicheren Kurs zu steuern, ein erfülltes und nützliches Leben zu führen. Doch jetzt hatte ich meine Grenzen erreicht, blickte auf persönliche Niederlagen, fühlte mich einsam und verbittert.

Mir war nicht wohl in meiner Haut, und ich beschloss, in Spanien Arbeit zu suchen in der Hoffnung, in der Hotellerie unterzukommen.

Innerhalb von zehn Tagen klappere ich vergeblich 45 Hotels ab, bis ich schliesslich am Meer auf ein ganz neues Erstklasshotel stosse. Der junge Mann beim Empfang holt seine Mutter, die Direktorin. Sie erzählt, sie habe dieses 120-Betten-Hotel gebaut, um für die Leute der Gegend Arbeit zu beschaffen, und jetzt finde sie keine tüchtigen Arbeitskräfte. «Kommen Sie morgen probeweise für drei Tage.»

Jetzt beginnt endlich ein neues Leben! Ich bin voller Zuversicht und sehe mich schon an der Arbeit im Büro, nützlich, wirkungsvoll – doch man schickt mich in die Wäscherei, den einzigen Ort, an den ich nicht gedacht hatte! Aber ich bin zu stolz, in die Schweiz zurückzukehren und fest entschlossen, den Weg zu Ende zu gehen.

Die Pinienhügel und Olivenhaine verlieren sich 500 Meter von hier in den tiefblauen Meeresbuchten. Aus dem kleinen Waschhaus ertönt Lachen, Geschrei und der Lärm von Wasser und Maschinen. Der Chef zeigt sich selten dort; jetzt gibt er bekannt: «Eine neue Arbeiterin, die Spanisch lernen möchte» – und geht wieder. Ich versuche es mit ein paar Worten, die aber keiner versteht. Da bricht es laut aus einer der Anwesenden heraus: «Was will diese Frau hier? Und dann der Cousin des Soundso, der so unglücklich war in der Schweiz! Die dort glauben, sie wüssten alles besser!»

Ich helfe einem Zimmermädchen, die Wäsche ins Hotel zu tragen.

«Señorita por favor»

Um sieben Uhr abends gehen alle zum Essen, zuhinterst in der Küche, bei der Geschirrspülmaschine. Wir sind ungefähr dreissig Personen, Stühle hat es nur fünfzehn. Verlegenes Schweigen. Wenn ich nur reden – und mich setzen könnte! Wieder an der Arbeit, drückt man mir einen Besen in die Hand. Wochenlang wird das meine Arbeit sein: zusammenkehren und auflesen, was auf den Boden geworfen wurde, leere Papiertüten, Schalen von im geheimen verspeisten Melonen. Ich lerne, wie man auf spanisch Bettlaken und Tischtuch sagt, und bin glücklich, arbeiten zu können. Aber es ist eine widerliche Arbeit, die eine Vorstellung gibt von der Gleichgültigkeit und Unsauberkeit der Gäste. Das demütigt mich. Ich muss an meine so gewissenhafte Mutter denken – und an das Unternehmen, das mein Vater leitete.

Um zehn Uhr nachts zeigt man mir mein Zimmer, das ich mit einem jungen Zimmermädchen teile. Es liegt im Erdgeschoss, nur zwei Meter entfernt von einem wunderschönen Schwimmbad – reserviert für die Gäste! Die Personaldusche ist schmutzig, voller Zigarettentümmel. Jeden Morgen um sieben Uhr beginnt die Arbeit. Langsam, mühevoll, mit mancher Demütigung lebe ich mich ein. Josefa bringt mir ein Lied bei, «Clavelito». Dabei lerne ich ein paar neue Wörter. Die Mutter der stolzen Josefa ist verschrumpelt wie ein alter Apfel. Später erfahre ich, dass ihr Mann zu Beginn des Bürgerkrieges vor ihren Augen erschossen wurde. Manchmal gebe ich den auf dem Hinterhof spielenden Kindern ein Bonbon, wenn sie «por favor» sagen. Die dreijährige Isabelita, immer auf ihren Vorteil achtend, nennt mich nur noch «Señorita por favor», und der Name bleibt mir. In dieser harten Umgebung beginnt man allmählich, «bitte» und «danke» zu sagen.

Der fünfjährige Manolin zieht ein Exemplar der «Times» hinter sich her. Ich falte daraus eine Mütze und setze sie ihm auf den Kopf. Er verbeugt sich, küsst mir die Hand und verkündet: «Todos quieren gorros» (Alle wollen Mützen). Ich vertröste ihn auf den Abend. Alle Mütter möchten das Falten lernen, und da geschieht etwas Erstaunli-

ches. Wir sind zum Umfallen müde, aber auf dem grossen Bügeltisch falten die jungen Frauen unter den bewundernden Blicken der Kleinen alte Zeitungen. Und dann gibt es einen Umzug mit Gesang – ein Mützenfestival.

Fest im Mondlicht

Meine Haare hängen auf mein graues Kleid herunter. Ich sehe aus wie eine Hexe. Julia meint, ich könnte mich von einer Sekretärin während der Essenszeit der Gäste frisieren lassen. Gegen zehn Uhr nachts komme ich zurück und werde von einem Freudenjubiläum begrüsst: «Qué guapa!» (Welche Schönheit!) Ein Maurer, der sich auf einem Haufen schmutziger Wäsche ausruht, bringt irgendwoher ein Koffergrammophon, und wir tanzen eine «Yenka». Es ist ein Fest im Mondlicht unter den Wäshedrähten.

Wie ich am nächsten Morgen zur Arbeit komme, sind Julia und Josefa ganz hinten im Hof schon eifrig dabei, die Bettlaken glatzzustrecken und aufzuhängen. «Wir werden die grossen Stücke hier miteinander aufhängen, damit du dir die Haare nicht nass machst. Überhaupt keine feuchte Arbeit für dich heute! Die Frisur muss halten.» – Allmählich ändert sich unser Zusammenleben. Ich fange auch an, spanisch zu sprechen, sehr zur Belustigung meiner Kolleginnen.

Jeden Morgen lese ich im Evangelium und horche in der Stille, wie ich das seit Jahren zu tun pflege. Eines Tages sagt mir in meinem Herzen eine Stimme: «Ich bin auch hier bei dir, mit deiner Müdigkeit und Angst, deinen geschwellenen Füssen und deiner Demütigung, genauso wie in den interessantesten Zeiten deines Lebens, als du dir nützlich und anerkannt vorkamst. Du bist auch hier bei mir; habe Vertrauen.» Von diesem Wort Vertrauen aus bekommt mein Leben, ohne dass sich äusserlich etwas ändert, eine neue Richtung, eine neue Freiheit. Ich entschliesse mich, die zwei Menschen um Verzeihung zu bitten, die der Grund jener Verbitterung sind, die mich vergiftet hat, und erlaube damit Gott, mich davon zu heilen. Ich sage mir, wie ein Alkoholiker nach einer Entziehungskur: keinen Tropfen Bitterkeit mehr!

...und ich finde wahre Freiheit

Die Gäste reisen heim, die Arbeit nimmt ab, und auch die Zeit meiner Rückkehr kommt näher. Ich möchte dieses Ereignis feiern und bitte den Oberkellner, der imposant aussieht in seiner Torero-Montur, mir Coca-Cola und Orangensaft zu liefern. Mittlerweile habe ich begonnen, nachts Buchstaben und Bilder aus alten Illustrierten, die ich dem Mülleimer entnehme, auf weisse Bogen zu kleben. Daraus soll ein grosses Diplom für die Wäscherinnen entstehen und ein kleineres für die Hausbeamten. Wir räumen den grossen Bügeltisch ab. Auf zwei sauberen Bettlaken stelle ich reihenweise die gefüllten braunen und gelben Gläser auf und schmücke den Tisch mit Lorbeerblüten, Girlanden, Keksen und Torten. Um sieben Uhr abends erscheinen aus Loyalität zwei Zimmermädchen. Sie stossen Rufe der Bewunderung aus und laufen davon, um die anderen zu holen. Sogar die Vorgesetzten und ein paar neugierige Gäste kommen. Der Höhepunkt des Abends sind die geklebten Diplome. Fröhlich singen alle zusammen. Am nächsten Morgen um sechs Uhr muss ich abreisen. Der Nachtportier schenkt mir eine Blumenschale, die er selbst aus Kork geschnitzt hat; er hat auch heimlich mein Auto gewaschen. Andere schmücken es mit Geranien; wieder andere kommen daher mit Tomaten, einem Tamburin, Trauben und Castagnetten.

Welch menschlichen Reichtum gibt es doch überall! Wenn ich mich den anderen gebe, ohne etwas zu erwarten, verschwindet mein Verlangen nach Anerkennung, mein Wunsch nach Resultaten, das Bedürfnis, meine Existenz rechtfertigen zu müssen – und ich finde wahre Freiheit.

L. P.

Auch in Südamerika zu Hause

Frau Nicole Maunoir, gebürtige Elsässerin, ist mit einem Schweizer aus Genf verheiratet. Sie und ihr Mann haben jahrelang in Südamerika gearbeitet, kennen Argentinien, Uruguay und Brasilien besonders gut. Wir haben Frau Maunoir daher gleich zweimal zu unserem Thema befragt: «Leben in der Fremde» als Französin, die mit einem Schweizer verheiratet ist, und als Europäerin, die während mehr als zwanzig Jahren im Ausland gearbeitet hat. Hier einige ihrer Erlebnisse und Überlegungen.

Etwas vom Wichtigsten, das ich in diesen Jahren gelernt habe, ist, dass ich im fremden Lande meine eigene Identität selbstverständlich behalten kann und darf, aber nicht, und zwar nie, das Gastland mit meinem eigenen Land vergleichen soll. Die ersten Entdeckungen auf diesem Gebiet machte ich schon als sehr junges Mädchen in England. Meine Haltung war unmöglich. Alles war besser in Frankreich, auch das Essen: «Und diese Engländer, die ihren Salat ohne Sauce essen», sagte ich mir. «Ich bin doch keine Kuh!»

Später, nachdem ich in verschiedenen Ländern gelebt und gearbeitet hatte, wurde mir immer klarer, dass unsere Art, die Dinge zu tun,



Nicole Maunoir

nicht unbedingt die beste oder einzig mögliche ist. Wenn ich mich nämlich in die Menschen hineindenke und verstehen lerne, warum sie so handeln und sind, und nicht automatisch alles auf meine Art tun will, fälle ich keine Werturteile. Sobald ich aber innerlich kritisch bin, spüre ich die Leute um mich herum diese Kritik, auch wenn ich kein Wort sage. Sie werden misstrauisch, fühlen sich verletzt, und dazu bin ich ja nicht in ihr Land gekommen.

...da werde ich immer Französin sein!

Als Französin musste ich mich auch an die Schweizer gewöhnen und an «den Schweizer», meinen Mann. Da wir zuerst lange im Ausland gelebt hatten, wurde mir erst in den letzten Jahren, seit wir in Genf sind, bewusst, dass ich mich mehr mit dem befassen sollte, was in der Schweiz geschieht. Beim Zeitungslesen zum Beispiel überspringe ich oft die Schweizer Nachrichten. Über besonders wichtige Ereignisse informiere ich mich schon, aber mit den regionalen Nachrichten habe ich etwas Mühe. Ich habe eingesehen: Auch wenn mir Südamerika speziell am Herzen liegt, darf mich dies nicht daran hindern, mich intensiv mit der Schweiz zu befassen und mit ihrer Rolle und Aufgabe in der Welt. Ich glaube, aufrichtig sagen zu können, dass ich mich von

Herzen sowohl als Schweizerin als auch als Französin fühle. Aber... bei einem sportlichen Wettkampf zwischen Frankreich und der Schweiz, da werde ich immer Französin sein! Das ist irgendwie instinktiv!

Hitze, Armut, Staub...

Natürlich musste ich mich zu Beginn auch an Südamerika gewöhnen. Alles war so anders, die Hitze, die Armut, der Staub überall. Freunde hatten mir Brasilien begeistert beschrieben, aber zu Beginn mochte ich das Land eigentlich nicht. Sobald wir aber Brasilianer kennengelernt und mit einigen Familien Freundschaft geschlossen hatten, öffnete sich mein Herz auch Brasilien gegenüber. Je mehr man sich einsetzt in einem Land und dort gibt und lernt, desto mehr beginnt man es zu verstehen und auch zu schätzen.

Dann war da die fremde Sprache. Ich konnte weder Spanisch noch Portugiesisch, als wir nach Südamerika kamen. Am Anfang übersetzten mir Freunde netterweise alles. Dann versuchte ich bei Besuchen, beim Einkaufen, bei der Arbeit selbst mit den Menschen zu sprechen. Ich finde es absolut normal, dass man sich bemüht, die Sprache der Bewohner zu lernen, wenn man in ihrem Land lebt und arbeitet.

Natürlich ist nicht nur die Sprache anders, auch die Traditionen und Gewohnheiten sind oft fremd. Brasilianer sind sehr grosszügig, sie empfangen einen jederzeit, und wenn man einmal bei ihnen ist, wird man zum Essen eingeladen, egal zu welcher Tageszeit. Natürlich wird dasselbe auch von uns erwartet: Ein Besuch, der um elf Uhr morgens kommt, darf natürlich zum Mittagessen bleiben.

Überall, auch in den bescheidensten Häusern, wird dem Besucher Kaffee, Tee oder etwas zu essen angeboten. Wir hatten auch nie den Eindruck, ungelegen zu kommen. Ich erinnere mich an den Besuch bei einem befreundeten «Favelado», der in einem Elendsquartier ausserhalb von Rio wohnt. Er war krank, und als wir ankamen, war seine Frau eben weggegangen, um Einkäufe zu machen. Nach fünf Minuten erschien eine Nachbarin mit Kaffee für uns alle. Sie hatte uns kommen sehen, wusste, dass die Frau des Kranken abwesend war, und wollte, dass wir richtig empfangen würden. So war die Kontaktaufnahme im fremden Land für mich eigentlich gar nicht so schwierig, und bald war es keine Frage mehr, ob ich mich dort heimisch fühlen könne.

Die Lehrerin kommt zum Tee

Und nun sind wir wieder in der Schweiz, und es ist interessant zu sehen, wie es den Südamerikanern geht, die bei uns leben und arbeiten. Kürzlich erzählte mir eine lateinamerikanische Bekannte, sie hätte die Lehrerin ihrer kleinen Tochter zum Tee eingeladen. Diese sei hochofrenet gewesen, denn obwohl sie schon mehr als zwanzig Jahre unterrichtete, sei sie noch nie von der Familie eines Schülers eingeladen worden. So haben die Menschen, die bei uns «in der Fremde leben», auch uns viel zu geben.

Fotos: Channer, Dorjee, Maillefer, Spreng, UNRWA

Caux Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng
Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke
Administration und Redaktion: Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13
Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar
Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—
Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern
Erscheinungsweise: 12mal jährlich
Druck: Verbandsdruckerei-Betadruk AG, Bern

Ist es ein Vergehen, Optimist zu sein?

Es ist sicher jedem von uns einmal passiert, dass er an einem frühen Morgen einem Freund begegnete und seinen traurigen Gesichtsausdruck feststellend, zögerte, auf die Frage «wie geht's?» mit einem überzeugenden «ausgezeichnet!» zu antworten – auch wenn es ihm so zumute war. Es scheint heute fast ein Vergehen, nicht nur Optimismus zu zeigen, sondern sogar optimistisch zu sein. Alles scheint einem zu sagen: Wie kannst du behaupten, dass es dir ausgezeichnet geht, wenn du all die furchtbaren Nachrichten aus aller Welt gehört hast und an so viele tragische menschliche Situationen denkst?

Wenn man dann im Wörterbuch nachschaut, wie das Wort Optimismus definiert wird, zögert auch der Gutwillige, sich ganz mit diesem Gedanken zu identifizieren: «Optimismus, die Auffassung, diese Welt sei die beste aller denkbaren Welten und verbessere sich unaufhörlich...» So weit wie die Definition von Pessimismus – «die Überzeugung, dass nichts besser wäre als alles andere» – würden allerdings auch die wenigsten von uns gehen. Auch mit dem Zyniker nicht, der sagt: «Der Optimist erklärt, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben, und der Pessimist fürchtet, dass das stimmt.» (J. B. Cabell)

Gibt es denn eine andere Kategorie, die uns in der heutigen Stimmungs- und Glaubenslage weiterhelfen kann? Da böten sich zunächst die Begriffe Realismus und Pragmatismus an, da man ja Idealismus in unserer nüchternen Generation kaum mehr als motivierende Kraft anbieten kann. Aber dem Wort Realist fügt man fast automatisch das Adjektiv kalt hinzu. Es gibt allerdings einen früheren Regierungschef, der einmal sagte: «Ich glaube an Wunder, weil ich ein Realist bin.» Hingegen ist der tägliche Gebrauch des Begriffes Realist doch anders

geworden. Und beim Pragmatismus – «der Überzeugung, dass nur wahr ist, was für das Handeln zweckmässig ist» – sind wir in der Gefahr, den Graben zwischen den Angelsachsen und den Kontinentaleuropäern wieder einmal aufzureissen.

Aus verschiedenen politischen Lagern hörte man während der letzten Tage von 1983 Stimmen, die zwei weiteren Begriffen Ausdruck gaben, den Begriffen Zuversicht und Gelassenheit. «Gelassenheit? ... Seit mehr als vierzig Jahren habe ich immer gewusst, dass zwar wir unsere Kräfte voll anstrengen müssen, um den von uns erkannten Pflichten zu genügen, dass aber über den Ausgang ein anderer entscheidet: Gott bleibt der Herr der Geschichte.»

Es ist hier nicht ein Theologe, der spricht, sondern ein Mann aus der politischen Praxis. Er will mit seinen Worten sicher nicht sagen, dass es genügt, einfach auf die Zähne zu beißen oder «trotzdem zu lachen». Er will andeuten, dass es eine Perspektive gibt, die weit über den menschlichen Optimismus oder Pessimismus hinausgeht.

Noch eine persönliche Note: Ich bin zwar ein geborener Optimist. Wenn ich aber aus diesem natürlichen Optimismus eine Tugend mache, ist dies das beste und schnellste Mittel, in meiner Umgebung eine Gegenreaktion zu provozieren: alle Argumente werden dann auf den Plan gerufen, um zu zeigen, dass es trotzdem nicht so rosig aussieht.

«Gott bewahre mich vor Heiligen mit traurigen Mienen!» sagte Teresa von Avila. Das ist und bleibt eine Wahrheit – für Optimisten wie auch für Pessimisten.

Pierre Spoerri

Caux 1984

Internationale Konferenz für Moralische Aufrüstung 7. Juli–2. September 1984

«Das Antlitz der Erde erneuern» jedermanns Aufgabe

Überall in der Welt sehnen sich die Menschen nach materieller Sicherheit, nach Nahrung, Arbeit und einem Dach über dem Kopf. Sie verlangen nach Frieden, Freiheit und Menschenwürde.

Kein Zweifel, wir leben in einer Zeit raschen Wandels. Doch vieles, was an Änderung eintritt oder versprochen wird, scheint die Probleme für Regierungen und Regierte nur zu komplizieren. Die Wende, die wir erwarten, muss mit uns beginnen.

Wie kann die ungenützte Energie und die Weisheit Gottes – und auch des Menschen erschlossen werden? Die Schöpfung dieser Erde geschah nicht ohne Plan des Schöpfers. Er wird ihn denen offenbaren, die auf ihn hören, und ihnen auch helfen, diesen Plan zu verwirklichen.

Keiner von uns muss hilfloser Spielball von Supermächten, Regierungen oder wirtschaftlichen Kräften sein, denn jeder hat einen Anteil, das Antlitz der Erde zu erneuern.

Besondere Themen kommen während folgender Zeitabschnitte zur Sprache:

- | | |
|---------------------|---|
| 7.–15. Juli: | Europa |
| 27. Juli–3. August: | Die Familie neu entdecken |
| 6.–13. August: | Nord-, Mittel- und Südamerika
im Dialog mit Europa |
| 17.–23. August: | Afrika |

24.–29. August:

Kreativität – Antwort auf die Krise?

Tagung für Verantwortliche in Wirtschaft, Gewerkschaft und Politik

30. August–2. September:

Das Antlitz der Erde erneuern
Schlusskonferenz

Für Einzelheiten wende man sich an das Konferenzsekretariat:
Moralische Aufrüstung, CH-1824 Caux.